

hat. Ein weiterer wichtiger Schritt lag für Frau N. in der Begegnung Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen. In diesem Dialog lernte Frau N., weiter vom dämonischen Gottesbild Abschied zu nehmen und zu dem wahren, menschenfreundlichen Gott zu finden, der keinen Menschen übersieht und gerade ein Herz für die Schwachen und Vergessenen wie N. hat und sich ihrer erbarmt.

An dem Beispiel von Frau N. wird deutlich, daß es in dem Prozeß der Auseinandersetzung mit der eigenen Schlüsselposition und dem korrespondierenden dämonischen Gottesbild notwendig ist, die Lebensverheißungen und -zusagen Gottes – wie z. B. in der Taufe – den todbringenden und lebensverneinenden Botschaften der Eltern und des „Widersachers“ bewußt entgegenzusetzen. Denn gerade in der Taufe wird die Lebenszusage von Gott her ausdrücklich, Wort für Wort: indem Gott jeden Menschen bei seinem Namen ruft, jedem Licht, Leben und Hoffnung in Fülle zusagt und somit dem Widersacher und seinen Todesbotschaften grundsätzlich widerspricht. Hier können wir Gott beim Wort nehmen. Allerdings ist jeder Mensch frei, selbst zu entscheiden, ob er den Lebensverheißungen Gottes mehr Glauben schenkt als den Todesbotschaften der Eltern und des dämonischen Gottesbildes.

Selbsterfahrung und Gotteserfahrung in der Leiblichkeit

Hildegard von Bingen und die Symbolik der menschlichen Gestalt

Otto Betz, Thannhausen

„Mitten im Weltenbau steht der Mensch. Denn er ist bedeutender als alle übrigen Geschöpfe ... An Statur ist er zwar klein, an Kraft seiner Seele jedoch gewaltig. Sein Haupt nach aufwärts gerichtet, die Füße auf festem Grund, vermag er sowohl die oberen als auch die unteren Dinge in Bewegung zu versetzen. Was er mit seinem Werk in rechter oder linker Hand bewirkt, das durchdringt das All, weil er in der Kraft seines inneren Menschen die Möglichkeit hat, solches ins Werk zu setzen.“¹

¹ In diesem Beitrag wird vor allem auf die „Kosmosschrift“ Hildegards Bezug genommen: „*Liber divinorum operum*“, die unter dem Titel „*Welt und Mensch*“ von Heinrich Schipperges herausgebracht wurde, Salzburg 1965, Zitat auf 44. Im Folgenden wird nach den entsprechenden Zitaten die Seitenzahl jeweils in Klammern angegeben.

In ihrer Vision sieht Hildegard den Menschen in einer zentralen Position. Das Aufgerichtetsein ist ihr dabei besonders wichtig: die Füße ruhen auf festem Grund; der Mensch ist in der Erde verwurzelt, kann dort aufruhern. Aber mit seinem Haupt ragt er in die Höhe, öffnet den Himmel. Und die Arme und Hände greifen weit aus, können zupacken und Großes bewirken. So zentriert sich die ganze Schöpfung in seinem Wesen, alles wirkt auf ihn ein und prägt ihn, aber er selbst hat die Kraft, auf die Schöpfung einzuwirken.

Hildegard verdeutlicht die Leib-Seele-Existenz des Menschen, indem sie in einem Dreischritt Herz – Leib – Seele aufeinander bezieht:

„Wie nämlich der Leib des Menschen das Herz an Größe übertrifft, so sind auch die Kräfte der Seele gewaltiger als die des Körpers, und wie das Herz des Menschen im Körper verborgen ruht, so ist auch der Körper von den Kräften der Seele umgeben, da diese sich über den gesamten Erdkreis hin erstrecken“ (45).

An dieser Darlegung überrascht, daß die Seele nicht innerhalb der menschlichen Leiblichkeit gesucht wird, sondern daß sie den Leib mit ihren Kräften „umgibt“. Das Herz ist zwar ein zentrales Organ des Leibes, aber nur ein Teil des menschlichen Gesamts. So ist auch der Leib noch von etwas Größerem und Umfassenderem umgeben, nämlich der Seele mit ihren Kräften.

Mit seiner Leiblichkeit ist der Mensch auf die Erde, auf die sichtbare Welt verwiesen und darin eingewurzelt. Es ist auffällig, wie intensiv im Werk Hildegards eine elementare „Zustimmung“ zur Welt betont wird. Weil die Welt als Gottes Schöpfung verstanden wird, muß sie auch mit aller Kraft bejaht und angenommen werden. In einer großartigen Deutlichkeit wird dieses Bekenntnis zur Welt so formuliert:

„Wer seinem Gott vertraut, wird auch den Bestand der Welt ehren: den Lauf von Sonne und Mond, Wind und Luft, Erde und Wasser, alles, was Gott um der Ehre des Menschen willen geschaffen hat und zu seinem Schutz. Einen anderen Halt hat der Mensch nicht; gibt er diese Welt auf, dann wird er von den Dämonen vernichtet und aus dem Schutz der Engel entlassen“ (49).

Dieser Text ist für mich gewissermaßen der „Sonnengesang“ der heiligen Hildegard. Lange vor Franziskus preist sie die Elemente und die Bereiche der Schöpfung; auf die Welt ist der Mensch verwiesen, er darf sich nicht von ihr ablösen, darf sie nicht verachten, sie nicht fliehen. Durch die Erfahrung dieser Dinge bekommt der Mensch den nötigen Halt, kann er auch die Güte und heilsame Nähe Gottes erfahren. Meidet der Mensch die Schöpfung, dann flieht er letztlich vor dem Schöpfer. Selten hat ein mittelalterlicher Denker so klar und eindeutig diese Verwiesenheit des

Menschen auf die Welt ausgesprochen. Die Zustimmung zur Leiblichkeit und zur Weltlichkeit ist vom Menschen gefordert, weil sie seine besondere Existenz konstituieren und nicht straflos vernachlässigt werden können.

Wie stark Hildegard auf die Erde, auf die *materia*, setzt, geht auch daraus hervor, daß sie Erde und Maria in eine innige Verbindung setzt. Maria wird hier noch zur Repräsentantin der Materie, der „*magna mater*“:

„Gott erwählte aus seinem Geschlecht die schlummernde Erde, die gar nichts von jenem Geschmack an sich trug, mit dem die alte Schlange das erste Weib betrogen hatte. Jene Erde aber, vorgezeichnet durch Aarons Stab, war die Jungfrau Maria. In ihrer großen Demut war sie das verschlossene Brautgemach des Königs. Denn als sie die Botschaft vom Throne erhielt, der König wolle in ihrem verborgenen Schoße wohnen, schaute sie auf die Erde, aus der sie gemacht ward, und nannte sich Gottes Magd“ (34).

Das Wechselverhältnis von Makrokosmos und Mikrokosmos bestimmt die Darlegungen Hildegards auf Schritt und Tritt. Im Kleinen wird das Große anschaubar, im Nahen kann man das Ferne zu begreifen suchen, eine geheimnisvolle Entsprechung besteht zwischen dem Ganzen des Universums und der Leiblichkeit des Menschen. Alles hängt mit allem zusammen, weil Gott das Ganze heraufgerufen hat und im Dasein erhält. Und weil wir als Leibwesen existieren, sollen wir auf den Leib achten, um eine Ahnung vom Zusammenhang der Welt zu bekommen.

Die Sonne sendet ihre Strahlen aus und belebt damit alles. „Jedes Geschöpf ist mit einem anderen verbunden, und jedes Wesen wird durch ein anderes gehalten“ (53). Der Mond empfängt sein Licht und seine Strahlkraft von der Sonne, und auch der Mensch bedarf der Sonne, um sich entfalten zu können. „Ist es doch die Sonne, die vom Höchsten bis zum Tiefsten dem menschlichen Organismus Kraft und Maß verleiht, indem sie zumal das Gehirn kräftigt ... Der beschriebene Strahl berührt auch die Fersen des Menschen, weil ähnlich der Herrschaft des Gehirns über den Körper die Ferse den gesamten Leib des Menschen trägt“ (53). Das sind also die Pole der menschlichen Leiblichkeit, die Hildegard herausstellt: der Kopf mit seinem Gehirn einerseits und die Füße mit der Ferse andererseits. Der Mensch muß stehen können, muß festen Stand haben, aber auch erleuchtete Füße, um zu wissen, wohin sein Weg verläuft. – Und er muß einen denkenden Kopf haben, den er nach oben streckt und erfährt, was seine besondere Berufung ist.

Hier wird schon deutlich, daß es Hildegard nicht einfach um Anatomie geht, um das Beobachten der physischen Vorgänge, sondern daß es immer eine symbolträchtige Schau der menschlichen Wesenheit ist. Seine

Eigenart und besondere Berufung ist aber am Leib ablesbar, deshalb muß man den Leib beobachten, um die umfassende Größe des Menschen mit seinen vielen Dimensionen wahrnehmen zu können. Erst wenn man etwas von der eigenwilligen Bildsprache Hildegards verstanden hat, kann man auch die Tiefe ihrer Schau und die Weisheit ihres anthropologischen Verständnisses nachvollziehen.

Immerzu bedarf der Mensch des göttlichen Anhauchs, des Geist-odems, um nicht in die Niederungen der Lethargie abzusinken. So sieht Hildegard in ihrer Schau, wie die „geheimnisvollen Gaben des Heiligen Geistes den Menschen berühren, der in seinem Überdruß stumpfsinnig zu werden begann, auf daß er aus seinem Stumpfsinn erwache und sich rüstig zur Gerechtigkeit erhebe“ (66). Hier wird als charakteristische Gefahr des Menschen die Müdigkeit des Geistes, die Abstumpfung und die Lethargie benannt: Alles ist „langweilig“ geworden, die Sinne können die Wirklichkeit nicht offen und sensibel vernehmen. Wenn hier die Gerechtigkeit als das Gegenmittel genannt wird, dürfen wir dieses Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung verstehen: Der Mensch muß aufgerichtet werden. Trägheit und Stumpfsinn lassen die innere Spannung und Kraft versiegen, haltlos gibt sich der Mensch den Strömungen der Triebe hin. Erst der Geisthauch richtet ihn auf, weckt ihn aus seinem Schlafzustand und befähigt ihn zum aufrechten Stand. Übrigens ist Hildegard weit davon entfernt, nur den Leib als das träge Element im Menschen anzusehen. Der menschliche Geist kann sich genauso versperren und sich – zusammen mit dem Leib – gegen den fordernden und heraufrufenden Gottesgeist zur Wehr setzen.

Die dauernde Abhängigkeit des Menschen vom Gnadenwirken Gottes sieht Hildegard in besonderer Weise in der Abhängigkeit vom Sauerstoff des Atems abgebildet. Die Seele hat ja selbst Atemcharakter, etwas vom Geisthauch Gottes ist in ihr, das „kosmische Wehen“ (69) ereignet sich dauernd im Menschen. Und wie der Körper durch die Lunge den Atem in sich aufnimmt und den lebensnotwendigen Sauerstoff an alle Körperteile weitergibt, so muß auch die Seele sich dauernd nach der Gnadenkraft ausstrecken.

Die Kühnheit und Eigenständigkeit im anthropologischen Grundverständnis Hildegards zeigt sich in besonders prägnanter Weise in ihrer Sicht der Zuordnung von Leib und Seele. Da ist nichts zu spüren von einem dualistischen Ansatz, einer manichäischen Abwertung des Leiblichen. Es wird von ihr die gegenseitige Angewiesenheit herausgehoben: Erst wo die Seele im Leib wirken kann und der Leib von der Seele durchdrungen ist, kommt es zu dem harmonischen Miteinander und Ineinander, das Gott dem Menschen zgedacht hat.

„Wo Seele und Leib in rechter Übereinstimmung miteinander leben, da erreichen sie in einmütiger Freude den höchsten Lohn“ (80). Wenn man diesen Satz liest, hat man das Bild eines glücklichen Ehepaares vor sich: Beide Partner freuen sich übereinander, ergänzen sich, lassen einander Raum, haben keine Kompetenzstreitigkeiten, weil sie um ihre verschiedenen Aufgaben wissen. Und weil sie aufeinander angewiesen sind, werten sie die Funktionen des anderen hoch und respektieren sie.

Was aber ist nun die besondere Aufgabe der Seele? „Die Seele hat zwei Vermögen, mit denen sie die Anstrengung und die Ruhe ihres leidenschaftlichen Tuns in gleicher Kraft bündigt. Mit dem einen steigt sie zur Höhe, wo sie Gott fühlt, mit dem anderen nimmt sie den ganzen Leib, in dem sie existiert, in Besitz, um in ihm ihr Werk zu tun“ (90). Die Seele hat also die Brückenfunktion, sie kann sich ausstrecken und die Nähe Gottes verspüren, aber sie wohnt ja dem Leib ein, durchdringt und verlebendigt ihn, macht aus ihm dieses kostbare Gebilde. Was aber besonders auffällt, ist der Hinweis, daß diese Wirksamkeit im Leib nicht widerwillig als Fron abgeleistet wird (der Leib ist eben kein Gefängnis, wie es in Platons Phaidon heißt), sondern daß dieses Wirken ein freudiges Tun ist. Es ist eine durchaus lustvolle Aufgabe der Seele, sich im Leib auszudrücken und ihn zu der Gestalt werden zu lassen, die ihm entspricht. Um eine innige Einheit handelt es sich also.

Dieses Motiv wird nun immer wieder variiert und weitergeführt. „Der Seele haftet eine Erfahrungheit im Himmlischen wie im Irdischen an, und die Vernunft, die Himmlisches und Irdisches spürt, ist ihr eingegossen ... Die Seele ist die grüne Lebenskraft des Fleisches, da ja der Körper durch sie wächst und vorwärtskommt, wie die Erde durch die Feuchtigkeit fruchtragend ist. Und die Seele ist auch die Feuchte des Leibes, weil sie jenen benetzt, daß er nicht austrockne, so wie der Regen in die Erde strömt ... Von der Seele gehen Kräfte aus, um den Leib zu beleben, wie vom Wasser die Feuchtigkeit belebt wird, weswegen die Seele sich freut, mit dem Leibe zu wirken“ (91). Es verblüfft bei diesem Text, welche unterschiedlichen Metaphern für die Seele und ihre Wirksamkeit verwendet werden. Neben der nüchternen Bezeichnung „Vernunft“ steht die Lieblingsvokabel „viriditas“, die grünende Wirkkraft; dann aber wird auf die sinnliche Erfahrung des Wassers hingewiesen, die am ehesten die Wirksamkeit der Seele veranschaulichen kann. Ihr „Philosophieren“ ist also kein abstraktes Spekulieren, sondern ein sehr sinnhaftes Begreifen von Vorgängen, die eine ganz sinnliche Qualität haben, aber auch Vorgänge verdeutlichen können, die einer anderen Dimension zugehören. Das Erfahrungswissen dient dazu, auch das verstehbar zu machen, was sich dem unmittelbaren Zugriff entzieht.

„Die Seele ist feuriger Natur. Daher erwärmt sie alle Lebensvorgänge, die sie dem Herzen zuleitet und kocht sie zur Einheit“ (96). Eben war die Seele doch noch Wasser, ja, aber nun kommt ein anderer Aspekt des seelischen Lebens in die Betrachtung: Die Seele soll nicht nur gleichsam tränken und befeuchten und verlebendigen, sie soll auch wärmen, verwandeln, kochen und backen. Der Mensch braucht einen focus, die Seele wird zum Herd, seine Hitze fügt alles zu einer Einheit zusammen und treibt den Reifungsprozeß weiter.

„Wie der Wind das Feuer zum Entflammen bringt, so bewegt auch die Vernunft die Seele des Menschen und erleuchtet sie. Die Vernunftkraft ist in der Seele gleich wie ein Wind, und sie ist das Licht im Feuer“ (98). Hildegard kann sich nicht genug tun, um die unterschiedliche Wirksamkeit der Seele auszumalen. Nun tritt neben Wasser und Feuer noch als drittes Element der Wind. Der Wind fegt in die Feuersglut und läßt sie aufleuchten. Und wenn der Leib selbst als Erde verstanden wird, dann haben wir ja nun alle viere, das „Weltquadrat“, die Quaternität, beisammen. – Der Wind als Atemhauch, als wichtiges Geistsymbol, auch als Stichwort für die brausende Gotteskraft, kann nicht fehlen als hilfreiche Kennzeichnung der Seele. Immerzu arbeitet die Seele in ihrem Wirkfeld, im Leib. So schnell kommt sie dabei nicht an ein Ende, denn der Leib des irdischen Menschen ist „noch nicht zur Vollkommenheit durchgekocht“ (102).

So haben wir also die vielschichtige und vielgestaltige menschliche Seele kennengelernt, die nur durch ganz unterschiedliche Bilder in ihrer Wesensart und Wirksamkeit beschrieben werden kann. „Die Seele wird durch das Feuchte bewegt, und sie tönt von feurigem Tosen. Durch ihre feurige Natur vermag sie Gott zu erkennen“ (109). Sie baut durch ihre Verbundenheit mit den himmlischen Höhen und ihr Verlangen, im irdischen Leib zu wirken, eine Brücke von oben nach unten, vom Himmel zur Erde, von Gott zu seiner Schöpfung. Aber sie leidet nicht darunter, „unten“ zu sein, sondern ist darüber voller Freude.

„Die Seele unterstützt das Fleisch, wie auch das Fleisch die Seele. Wird doch durch die Seele und das Fleisch ein jedes Werk ausgeführt“ (95). – Das ist fürwahr ein revolutionärer Satz, der eine völlig andere Sehweise in das leib-seelische Zueinander des Menschen bringt als die übliche kryptodualistische Betrachtung, wie sie weitgehend das mittelalterliche Denken bestimmt hat. Daß die Seele das Fleisch unterstützt, den Leib verlebendigt, den Menschen eigentlich erst hervorbringt, das war noch verbreitete Lehre. Nun sagt aber Hildegard: „Das Fleisch unterstützt die Seele“, die Seele ist also auf das Fleisch angewiesen, braucht es, um sich angemessen darstellen zu können und wartet auf die „Inkarnation“. Das ist ein kühner Gedanke, der in solcher Offenheit selten ausgesprochen

wurde. Aber im Grundverständnis der heiligen Hildegard ist das ein ganz logischer und notwendiger Denkschritt: wird doch vom Menschen ein „opus“ erwartet, das Werk der Weiterführung der Schöpfung. Und weil dieses opus auf dieser Erde geschaffen werden soll, muß es vom leib-see-lischen Menschen geleistet werden. Deshalb müssen Leib und Seele mit ihren jeweiligen Potenzen wirksam werden.

Im Haus des menschlichen Leibes hat aber nun die Seele eine besondere Wohnung, gewissermaßen ein Lieblingszimmer, wo sie sich besonders wohl fühlt: es ist das Herz. Von dort aus kann sie ihre Wirksamkeit entfalten. „Die Seele ist ein vernünftiger Geist. In der Wohnung des Herzens ist ihre Weisheit zu Hause, mit der sie alles durchdenkt und anordnet, wie auch der Familienvater in seinem Hause seine Angelegenheit in Ordnung hält“ (95). Auch hier hat Hildegard wieder ein sehr plastisches Bild gefunden. Die Seele ist kein Zwingherr, der die Peitsche schwingt, sondern der freundliche und kluge Hausherr, der für alles Sorge tragen muß, der vorausschauend und ordnet, aber auch liebevoll nach dem Rechten sieht. „Die Seele bewohnt ihren Leib mit großer Sorgfalt, wie ein Familienvater in seinem Hause wohnt. Immer ist sie in Sorge, ob es nicht am Guten fehle“ (131). Es werden also anschauliche Bilder für anthropologische Sachverhalte gefunden. Wie wohlthuend unterscheidet sich Hildegard von ihren philosophierenden männlichen Kollegen mit ihren oft so abstrakten Systemen.

Seele und Leib werden nicht als diese sich gegenseitig belauernden Rivalen beschrieben, die sich immerzu bekämpfen müssen, um die Vormachtstellung zu erringen. Sie sind vielmehr die geborenen Partner, die nur durch ihr Harmonisieren wirksam werden können. „Wie sich die beiden Hände, wenn sie ans Werk gehen, miteinander vereinigen, und wie auch Himmel und Erde, so sehr sie sich auch unterscheiden mögen, in einer gewissen Gemeinschaft zusammenstehen, so vollendet auch der Mensch durch die beiden verschiedenen Wesensmöglichkeiten, die er besitzt, jede Handlung“ (119). Statt Rivalität wird Partnerschaft angeraten, aus der fruchtbaren Polarität kann die spezifische Kraft gewonnen werden. In immer wieder neuen Bildern und Umschreibungen wird dieses Zusammenwirken veranschaulicht. „Gott hat mit jenen vier Vermögen – Feuer, Luft, Wasser, Erde – die Seele so geschaffen, daß sie in Weisheit ihr Gefäß, den Leib, lenken kann. Mit diesen Grundkräften vollendet sie alle Aufgaben im Organismus in einträchtiger Zusammenarbeit mit dem Körper“ (150).

Wenn die Seele ihre Arbeit getan hat, wenn sie im Herzen Wohnung genommen hat und den ganzen Leib durchformt und gewärmt, gewässert und getränkt, durchweht und im Feuer verwandelt und gekocht hat, dann

kann der Mensch wahrhaft aufstehen und Stand gewinnen: mitten in der Schöpfung, selbstbewußt und demütig zur gleichen Zeit.

Hildegard findet manchmal einen großartigen hymnischen Sprachton, wenn sie vor ihrem geistigen Auge sieht, wozu der Mensch berufen, zu welcher Herrlichkeit er ausersieht ist.

„Der Mensch stand auf,
entfacht vom Lebenshauch seiner Seele,
und kam zur Erkenntnis der gesamten Schöpfung.
In seiner Geistigkeit
und mit herzlicher Liebe
schloß der Mensch
alle Welt in seine Arme“ (166).

Einen hohen Stellenwert räumt Hildegard den menschlichen Sinnesorganen ein. Dabei ist es ihr zunächst einmal wichtig, daß die meisten Sinne in der Kopfregion angesiedelt sind. Der „obere“ Bereich hat eine besondere Offenheit gewährt bekommen und bietet die Ausgangsbasis für den weiteren Aufstieg.

„Am Haupte des Menschen, wie am Rund eines kreisenden Rades, befindet sich der Scheitelpunkt des Gehirns, auf das hin eine Leiter angelegt ist, die verschiedene Stufen des Aufsteigens hat, so mit den Augen im Sehen, mit den Ohren im Hören, mit der Nase im Riechen, mit dem Mund im Sprechen. Mit diesen Sinnesorganen schaut der Mensch alle Schöpfung, erkennt sie, teilt sie auf und gibt ihr die Namen ...“ (85f). Das Gesicht des Menschen ist im allgemeinen von seiner Seele geprägt. Die Sinne nehmen die vielen Eindrücke nach innen, wo sie gespeichert und verarbeitet werden. Aber die Gesichtszüge eines Menschen, die Augen, die Mundpartie, die Stirn, sie sprechen ihrerseits, sie übermitteln also innere Vorgänge nach außen, machen seelische Prozesse sichtbar und geben Anteil an der Existenz dieses Menschen.

Die Offenheit und das wache Ausschauen und Hinhorchen gehört zu den Charakteristika des gesunden Menschen. Er möchte nicht zugesperrt und eingeeigelt sein, sondern Ausschau halten nach dem, was kommt. Aber er will auch nicht nur das Neue registrieren, sondern es wägen, differenzieren, es eindringend zu begreifen suchen, damit sich sein Bild von der Welt erweitert und es gleichsam durchscheinend wird auf den Schöpfer hin. „Der Mensch erblickt mit seinem Gesicht, das durch das Kinn erhoben ist, jedwedes sichtbare Ding und vermag durch den Verstand zu erwägen, was es in seinem Wesen sei“ (112). Deshalb bedürfen die Sinne einer entscheidend wichtigen Befähigung, der *discretio*, der Gabe der Unterscheidung. So sind die Sinne nicht nur Wahrnehmungsorgane für die

unmittelbare Realität, sondern Erkenntnisorgane, ja sogar geistliche Aufnahmeorgane für die Gotteserkenntnis.

„Gott hat den Menschen mit allen Kräften der Natur gefestigt. Er hat dem Menschen die Rüstung der Schöpfung angezogen, damit er alle Welt im Sehen erkenne, im Hören verstehe, im Geruch unterscheide, damit er im Geschmack von ihr genährt werde und sie im Tasten beherrsche“ (152).

Von Übung und Selbstbeherrschung ist bei Hildegard oft die Rede, aber sie werden immer durch die *discretio* geordnet. Auch für die Askese braucht man das rechte Maß, will man im rechten Gleichgewicht bleiben. Durch die Selbstbeherrschung bekommt der Mensch seine Stärke, sie ist „ein Zusammenfassen der Stärke und der erhaltenden Kräfte zur Gerechtigkeit. Sie ernährt die Seele in Heiligkeit ... indem sie das Innere der Seele zur Fülle zusammenfaßt und zur Vollkommenheit des Heiles erhält. Und so nährt sie in Heiligkeit den gesamten Menschen, seinen Körper wie seine Seele“ (73).

Mit sehr großer Skepsis beobachtete Hildegard fragwürdige Auswüchse der Askese, wenn etwa Ordensfrauen in einer mißverstandenen Frömmigkeit ihren Leib tyrannisierten. „Die Maßlosigkeit dieser Haltung lenkt ihn (den Menschen) dann auf Unzuträgliches ab und führt die Enthaltensamkeit in ihm auf ein übertriebenes Maß des Gewissens, so daß er sich dann in seiner Maßlosigkeit auch erlaubter Dinge enthält und sich schließlich den Ekel an anderen Tugenden zuzieht. Indem er wähnt, er kehrt zur Gerechtigkeit zurück und triefe nur so von Gewissenhaftigkeit, bereitet er sich den Fallstrick der Ermüdung, weil er bei solcher unangemessenen Enthaltensamkeit die Zartheit des Mutes und der Vorsicht verläßt. Schließlich zweifelt er, ob er sich überhaupt noch halten könne und fällt auf diese Weise in die Schlinge der Verzweiflung“ (73).

Hier kommt die nüchterne Klugheit und die sichere Unterscheidungs-gabe Hildegards besonders deutlich zum Vorschein. Die Übertreibungen in der Askese helfen nicht, sondern werfen zurück: Enttäuschungen nehmen überhand, ein Gefühl des Ekels kommt auf, die Ermüdung nimmt den Lebensmut weg und lähmt die vitalen Kräfte, eine Grundstimmung der Aussichtslosigkeit und der Sinnlosigkeit setzt sich durch, so daß die Gefahr der Verzweiflung immer größer wird.

Der Briefwechsel Hildegards mit Elisabeth von Schönau veranschaulicht sehr genau, wie einfühlsam und hellichtig Hildegard in einem konkreten Seelsorgsfall Rat geben kann. Sie redet Elisabeth ins Gewissen, daß wir Menschen immer beachten müssen, „Gefäße von Ton“ zu sein, wir müssen den Blick darauf richten, was wir sind und was wir sein werden. Eine vorweggenommene engelgleiche Vollkommenheit erscheint ihr geradezu als Hybris und Anmaßung.

„Das Himmlische sollen sie (die Menschen) dem überlassen, der himmlisch ist“, schreibt sie. Das irdene Tongefäß soll nicht zerbrechen, sondern Gott wohlgefallen. „Mache dich zu einem Spiegel des Lebens“, rät sie der jungen Ordensfrau. Und weil ihre Mahnungen offensichtlich wenig gefruchtet haben, schreibt sie ihr in einem weiteren Brief beschwörend, sie möge die Maßhaltung lernen, sie möge „die Mutter Diskretion“ umfassen. Sie traut sich sogar, die Neigung zu einer selbsterstörerischen Askese als Einflüsterung des pechschwarzen Vogels, des Teufels, zu entlarven. Wenn Trauer, Tränen, Überanstrengung den Menschen verdorren lassen, dann lebt er „ohne Hoffnung und ohne Freude, nicht selten schwindet ihm das Lebensgefühl, und er wird von einer schweren Krankheit ergriffen“.² Hildegard ist davon überzeugt, daß die Lebensfreude und die Bejahung der leiblichen Existenz Grundvoraussetzungen der Heiligkeit sind. Wer aber „besser sein will als andere gute Menschen“, verfällt dem Hochmut und seinem Eigenwillen und wird nicht „zu einem lebendigen Zelt im himmlischen Jerusalem“.

Selbst ein so modernes Wort wie „Ausgeglichenheit“ kommt bei Hildegard vor; Askese dient der Selbstbeherrschung, die aber gerade kein Selbstzweck ist, sondern dazu beitragen soll, daß der Mensch in Freude und Fröhlichkeit leben kann. Weil wir Menschen so stark von Gier bestimmt sind, deshalb bedürfen wir der geduldigen Übung, auch zum Verzicht, das führt aber nicht zur Traurigkeit, sondern zur größeren Freude.

Ähnlich unbefangen und unkonventionell wie beim Leib-Seele-Problem geht Hildegard an die Fragestellung nach dem Verhältnis von Mann und Frau heran. In ihren Äußerungen zur menschlichen Geschlechtlichkeit betont sie immer wieder die Wichtigkeit dieser Grundkräfte. Erstaunlich ist schon, daß sie das Geschlechtsorgan des Menschen in ihrer makrokosmisch-mikrokosmischen Symbolik als die „fette Erde“ ansieht, die *da* sein muß, damit Leben wachsen und gedeihen kann. Sie sieht das Geschlechtsorgan und seine Kraft zunächst einmal wertneutral an, weil sich daraus Gutes und Böses, Heilsames und Gefährliches entwickeln kann.

„In den Geschlechtsteilen liegen die Kräfte der rechten Zeugung und Gebrechliches, Glück und Unheil verborgen. Wie die Erde durch Sonne, Mond und Luft und all das, was für den Menschen lebensnotwendig ist, Wertvolles und Schädliches sprießen läßt, so ist auch jene mächtige Kraft in der Seele, damit der Mensch durch dieses Vermögen Gutes und Böses, Nützliches und Unnützes zur Durchführung bringen kann“ (137).

² Hildegard von Bingen, Briefwechsel. Herausgegeben von Adelgundis Führkötter. Salzburg 1965, 196 ff.

Während die meisten Kirchenväter und die Theologen über Jahrhunderte hin die erwachende Geschlechtslust immer nur als gefährliche Triebregung und als Versuchung zur Sünde verstehen konnten, ist bei Hildegard die Geschlechtsbegierde (*concupiscentia*) ein Teil einer so wichtigen Trias, daß sie diese Dreiheit in ihrem ersten Werk *Scivias* sogar mit dem Geheimnis der Dreifaltigkeit in Verbindung zu bringen wagte. Die Trias besteht aus der Geschlechtsbegierde (der *concupiscentia*), der Geschlechtskraft (*fortitudo*) und dem Geschlechtsakt (*studium*). Dem Schöpfungswillen Gottes (*voluntas*) ordnet Hildegard die Geschlechtsbegierde zu, der Macht Gottes (*potestas*) die Geschlechtskraft, und der Güte Gottes (*pietas*) den eigentlichen Geschlechtsakt. So wie Gott die Schöpfung heraufgerufen hat, so nehmen auch Mann und Frau am Schöpfungswerk teil, indem der „Mann aus der Frau das menschliche Geschlecht hervorbringt. – Die „glühende Leidenschaft der Geschlechtsbegierde“ beim Mann und bei der Frau sieht sie als wichtigen Vorgang an, damit die Geschichte des Menschengeschlechts weitergehen kann und das vom Menschen erwartete „opus“ Gestalt gewinnt.

Wenn Hildegard biblische Texte heranzieht, um das Verhältnis von Mann und Frau verstehbar zu machen, kann sie die überlieferten Texte auf wunderbare Weise narrativ entfalten.

„Als Gott den Adam schuf, hatte Adam eine große Liebe in seinem Schlafe, den Gott über ihn sandte. Und Gott gab der Liebe des Mannes Gestalt, und so ist die Frau die Liebe des Mannes. Sowie nun die Frau gebildet ward, gab Gott dem Manne jene Schöpferkraft, daß er aus seiner Liebe, welche die Frau ist, Kinder erzeugen könne. Als nämlich Adam Eva zum ersten Mal erblickte, war er ganz von Weisheit erfüllt, da er in ihr die Mutter seiner Kinder erkannte. Als aber Eva Adam ansah, schaute sie ihn so an, als blicke sie in den Himmel hinein und als richtete sie ihre Seele empor, die den Himmel ersehnt: war doch ihre Hoffnung auf den Mann gerichtet. Und darum wird eine einzige Liebe sein, und nur so sollte es sein in der Liebe zwischen Mann und Frau und nicht anders.“³ So hoch kann Hildegard die geschlechtliche Spannung von Mann und Frau einschätzen, daß sie die polare Zuordnung in eine Verbindung zur religiösen Ursehnsucht des Menschen bringen kann. „Der Mann spürt jenen starken süßen Drang in sich, und wie sich der Hirsch nach der frischen Quelle sehnt, so eilt auch heute noch hurtig der Mann zum Weibe hin.“

Obwohl Hildegard ja auf die Erfüllung der Liebesehnsucht im ehelichen Liebesakt verzichtet hat und den Weg des jungfräulichen Lebens ge-

³ *Hildegard von Bingen*, Heilkunde. Herausgegeben von Heinrich Schipperges. Salzburg 1957³, 204.

wählt und durchgehalten hat, war sie sich darüber klar, daß Mann und Frau ihre elementare Hinordnung auf das andere Geschlecht behalten. Dieser anthropologischen Grundeinsicht hat sie in ihrem Werk bewegenden Ausdruck gegeben.

„Gott gab dem Mann eine Gehilfin in der Gestalt des Weibes, gleichsam einer Spiegelgestalt, in der das ganze Menschengeschlecht latent vorhanden war ... Mann und Frau sind auf eine solche Weise miteinander vermischt, daß einer das Werk des anderen ist. Ohne die Frau könnte der Mann nicht Mann heißen, ohne Mann könnte die Frau nicht Frau genannt werden. So ist die Frau das Werk des Mannes, der Mann ist ein Anblick voller Trost für die Frau, und keiner vermöchte es, hinfort ohne den anderen zu leben. Der Mann ist dabei ein Hinweis auf die Gottheit, die Frau auf die Menschheit des Sohnes Gottes. Und so sitzt der Mensch auf dem Richterstuhle der Welt. Er beherrscht die gesamte Schöpfung. Jedwede Kreatur steht unter seiner Zucht und in seinem Dienst. Er, der Mensch, ist mehr als alle Geschöpfe“ (164f).

Ich halte diesen Text für einen der kühnsten, die Hildegard geschrieben hat. Mit einer bewundernswerten Klarsicht sieht sie die fundamentale Angewiesenheit des Mannes auf die Frau und der Frau auf den Mann. Sie können nur durch den jeweils anderen sie selbst werden, sie spiegeln einander, werden sich gegenseitig zum Trost, sie können nicht voneinander lassen, sondern bleiben in der Spannung der Verbundenheit und Bezogenheit. Dieses Verwobensein muß nicht als eheliche Lebensgemeinschaft ausgelebt werden, aber es darf nicht geleugnet oder verdrängt werden. Erst Mann und Frau zusammen ergeben *den* Menschen. Gemeinsam machen sie anschaulich, was es mit dieser Kreatur Mensch ist. Ein herrliches Wesen hat Gott geschaffen, herrlicher als die anderen Geschöpfe der Erde. Als Mann und Frau dürfen sie auf einem Thron sitzen und herrscherliche Funktionen übernehmen, als König und Königin repräsentieren sie die ganze Schöpfung.

In ihrer Schau, die ihren Büchern zugrundeliegt, bleibt Hildegard wesentlich der greifbaren Erfahrungswelt verpflichtet, die Bilder und Symbole sind dem Bereich der sinnlichen Wahrnehmung zugeordnet. In ganz besonderer Weise wird die Körperlichkeit des menschlichen Leibes betrachtet. Dabei kommt es ihr immer darauf an, nicht eine irdische Binnenwelt zu beschreiben, sondern im „Handgreiflichen“ das Geheimnishafte anzudeuten, im Vordergründigen das Hintergründige durchschimmern zu lassen. Was sie sieht und innerlich erkennt, veranschaulicht sie durch eine leibbezogene Metaphernsprache. Der menschliche Leib ist ihr zum entscheidenden Medium ihrer Botschaft geworden.

Als theologischen Hintergrund müssen wir immer den Glauben an die Menschwerdung Gottes einbeziehen. Durch die Inkarnation ist Wert und Würde des Leibes erst richtig erkennbar geworden. Wenn Gott sich in einer leiblichen Gestalt zu erkennen gibt, dann müssen auch alle Mysterien im Spiegel der Verleiblichung erfahren werden können.

Selbstverständlich spielen in der Bildersprache Hildegards auch andere Wirklichkeitsbereiche eine wichtige Rolle, so die Elemente, die belebte Natur, die Gestirne, aber der menschliche Leib mit seinen Gliedern, Organen und Sinnen hat doch eine dominante Stellung in ihrem Werk; hier sind die Anzeichen zu entdecken, die über sich hinausweisen.

Daß auch in den Hymnen und Liedern Hildegards diese Betonung leiblicher Erfahrungen zu beobachten ist, soll zum Schluß noch deutlich gemacht werden. Obwohl man die Besonderheit Hildegardischer Mystik nicht mit der Brautmystik des Spätmittelalters in Verbindung bringen kann, kommt auch in den Hymnen Hildegards eine „bräutliche“ Sprache vor, vor allem, wenn die Empfängnis des Erlösers durch die Jungfrau Maria gepriesen wird. Im Hymnus „De Sancta Maria“ heißt es:

„Schönste du und Lieblichste,
o wie sehr hat Gott sich an dir entzückt,
daß er so die Liebesglut
in dich eingesenkt,
daß sein Sohn von dir sich nährte.

Voller Freude war dein Leib,
da aus dir
alle Symphonie des Himmels tönte,
denn du, Jungfrau, strahlendhell in Gott,
trugst Gottes Sohn.
Und dein Schoß frohlockte
gleich dem Gras, auf das der Tau sich senkt,
wenn er ihm die Kraft zum Grünen eingegossen.
So geschah es auch in dir,
Mutter aller Freude.“⁴

⁴ Hildegard von Bingen, Lieder. Herausgegeben von Pudentiana Barth, Immaculata Ritscher und Joseph Schmidt-Görg. Salzburg 1969. 222–25.